Salzburger Nachrichten

WISSEN

Musiker im Orchester leiden einsam

30.03.2013

Beschwerden. Zu Ostern haben große Orchester Hochsaison. Jeder zweite Musiker hat körperliche Beschwerden. Aber das Thema ist weithin tabu. Anders als bei Spitzensportlern.

Josef BRuckmoser Wien (SN). Matthias Bertsch, Musikerzieher an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien, zieht einen Vergleich mit dem Spitzensport heran: „Wenn eine Fußballmannschaft zu einem Champions-League-Spiel fährt, dann ist ein ganzer Tross an Ärzten, Physiotherapeuten und Mentaltrainern dabei. Wenn ein Spitzenorchester auf Tournee geht, dann ist es um die medizinische und psychische Betreuung vergleichsweise schlecht bestellt."

Der Leiter der Abteilung für Integrative Atem-, Stimm- und Bewegungsschulung hat selbst als Trompeter in symphonischen Ensembles, Bigbands und Quintetten praktische Erfahrung mit gesundheitlichen Problemen von Spitzenmusikern. Eine internationale wissenschaftliche Tagung der Kunstuniversität gemeinsam mit der Österreichischen Gesellschaft für Musik und Medizin hat jetzt seine kritische Bilanz bestätigt.

Bei dem Symposium wurde eine aktuelle Studie vorgestellt, die alle großen deutschen Orchester erfasst hat. 2536 Musikerinnen und Musikern haben sich an der Befragung beteiligt. Das Ergebnis: 55 Prozent „leiden derzeit unter körperlichen Beschwerden" wegen ihres Berufs. Ihre Schmerzen beeinträchtigen sie beim Musizieren und nehmen mit dem Alter zu. Von den unter 30-Jährigen klagte jeder Dritte über körperliche Symptome, in der mittleren Altersgruppe die Hälfte und bei den über 50-Jährigen 70 Prozent.

„Das sind aber nur die rein körperlichen Beschwerden", betonte Bertsch im SN-Gespräch. Stress und psychische Beeinträchtigungen seien da noch nicht mit bedacht. „Das alles ist in den großen Orchestern ein großes Tabu."

Sogar über körperliche Beschwerden wird intern nur wenig geredet. Die Befragung der deutschen Orchestermusiker (siehe auch Zahlen rechts) ergab, dass als Gesprächspartner darüber vorwiegend Personen außerhalb des Orchesters infrage kommen: der Partner (86%), ein Freund (73%), die Familie (69%), der Arzt (60%). Mit Kollegen aus dem Orchester wird über Schmerzen

kaum gesprochen, wenn, dann am ehesten mit jenen aus der Stimmgruppe (38%), aber auch bei diesen überwiegt die Antwort „eventuell“ (52%). Mit dem Stimmführer würden 30 Prozent keinesfalls sprechen, 61 Prozent würden sich nie an den Dirigenten wenden.

Erst langsam ist ein Umdenken in Richtung Prophylaxe im Gange. Als Beispiel wurde bei dem Symposium das Programm eines Betrieblichen Gesundheitsmanagements (BGM) in der Philharmonia Zürich vorgestellt. Die Befragung von 77 Musikerinnen und Musikern ergab, dass sie im Orchestergraben vor allem unter der hohen Lautstärke leiden. 18 Prozent sind bereits überempfindlich gegen Lärm, 14 Prozent haben Höreinbußen, 13 Prozent Tinnitus (Ohrensausen). Jeder Fünfte klagte über Schulter- und Nackenschmerzen, zwölf Prozent haben Augenprobleme. Als Ursachen wurden die Körperhaltung auf schlecht einstellbaren Stühlen, das mangelhafte Licht und die belastende Hitze genannt.

In Zürich wird nun ein Gesundheitsmanagement aufgebaut. „Es geht um verhältnismäßig einfache vorbeugende Maßnahmen wie ein Massageangebot, einen Ruheraum, Duschen, neue Stühle und ein neues Beleuchtungssystem für die Pulte“, berichteten Nadine Näpfli-Keller und Monica Basler von der Universität Luzern bei der Tagung in Wien.

Darüber hinaus wurden in dem gemeinsamen Projekt der Universität Luzern und der Philharmonia Zürich auch psychische Belastungsfaktoren angesprochen. Konkurrenz und mangelnde Solidarität in Orchestern beeinträchtigen demnach ebenso das Wohlbefinden wie starke Hierarchien, ein mangelhafter kollegialer Austausch, straffe Spielpläne sowie Abend- und Wochenendarbeit.

Gunhild Häusle-Paulmichl versucht am Landeskonservatorium Feldkirch, bereits bei den Studierenden durch Unterrichtsfächer wie Psychohygiene für Musikerinnen und Musiker oder Emotion auf der Bühne gegen psychische Belastungen vorzubeugen. Ein bewährtes Mittel sei ein „Auftrittstagebuch“, sagt die Therapeutin im SN-Gespräch. „Je besser ich weiß, was mich irritiert, umso eher kann ich meine Schwächen in Stärken verwandeln.“ Wesentlich ist für Häusle-Paulmichl, dass Musikerinnen und Musiker sich das Publikum nicht als Masse von Kritikern vorstellen. „Ich sage den Leuten immer, ihr müsst die Situation umprägen. Ihr selbst seid die, die etwas geben, die Zuhörerinnen und Zuhörer sind die, die beim Konzert etwas empfangen.“